

BEATE MALY

DIE
TRÜMMER
SCHULE

ZEIT DER HOFFNUNG



ROMAN


ullstein

BEATE MALY
DIE
TRÜMMER
SCHULE
ZEIT DER HOFFNUNG

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2025

© Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126,
10117 Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte
an produktsicherheit@ullstein.de

Umschlaggestaltung: buerosued.de, München

Titelabbildung: © Natasza Fiedotjew / Trevillion Images
(Frau mit Kind auf Treppe)

Gesetzt aus der Albertina powered by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06901-2

»Der Westbahnhof in Wien: Lärm und Bewegung,
Baracken, Unordnung, Chaos. Die Straßen: alle
bekannt – alle fremd. Schwarze augenlose Ruinen,
verdorrte Bäume, tiefe Löcher, über die man holperte
und stolperte. Langsam wich die Starre einem Gefühl
der Empörung, des Zähneknirschens, des Zornes. ›Das
haben sie dir angetan, geliebtes Rotes Wien.‹ Aber ›sie,
das waren nicht die Flugzeuge und Panzer der
Alliierten, sondern die für den Krieg
Verantwortlichen.«

STELLA KLEIN-LÖW, ERINNERUNGEN

Eins

Wien 1946



Eintönig ratterte die Eisenbahn schon seit Stunden über einen schier endlosen Schienenstrang. Stella hörte das Geräusch längst nicht mehr und nahm auch den beißenden Gestank verbrannter Kohle nicht wahr, der aus dem Rauchfang der Lokomotive in die Waggons dahinter drang. Längst war er in ihre Kleidung und ihr Haar gekrochen.

Die Landschaft hinter dem staubigen Fenster wurde zunehmend flacher. Die hohen schneebedeckten Alpen waren vorbeigezogen und grünen saftigen Hügeln gewichen, auf denen vereinzelt Kühe und Schafe weideten. Immer noch ein bisschen nervös dachte Stella an die letzte Passkontrolle an der sowjetisch-amerikanischen Zonengrenze zurück. Es waren die ersten unvorhersehbaren Komplikationen auf ihrer dreitägigen Reise gewesen.

Stella besaß keinen viersprachigen Identitätsaus-

weis, wie ihn alle Österreicher seit Kriegsende benötigten, wollten sie von einer Besatzungszone in die andere gelangen. Bis nach Linz hatte ihr Reisepass völlig ausgereicht. Sie war damit problemlos von Dover nach Calais gekommen, und auch die Reise durch Frankreich und in die Schweiz war bis auf ein paar technische Pannen und Wartezeiten ohne große Aufregung verlaufen. In Vorarlberg hatten die Franzosen die Passagiere kontrolliert, an der Grenze zu Salzburg die Amerikaner und in Linz schließlich die Sowjets. Der russische Soldat hatte an der Echtheit ihrer Papiere gezweifelt, die in London ausgestellt worden waren. »Mitkommen«, hatte er in gebrochenem Deutsch gefordert. Erst nach Intervention seines amerikanischen Kollegen hatte er Stella die Dokumente zurückgegeben.

Andere waren nicht so glimpflich davongekommen. Stella hatte beobachtet, wie eine junge Frau aus dem Nebenabteil abgeführt und am Bahnsteig in einen Jeep gezerzt worden war. Der Vorfall hatte bei ihr Erinnerungen wachgerufen, die sie beiseiteschob, so gut es ging. In den letzten acht Jahren hatte sie gelernt, wie sie den Schlag ihres rasenden Herzens verlangsamen und das Zittern ihrer Hände verringern konnte, wenn die Angst vor Verfolgung und Tod sie heimsuchte. Manchmal gelang es ihr besser, manchmal schlechter. Es waren Bilder von jungen Burschen, deren Schläfen bluteten, weil man ihre Locken brutal mit dem Reibeisen ab-

rasiert hatte. Von jungen Frauen, die mit Zahnbürsten die Gehsteige Wiens hatten reinigen müssen. Bilder von abgebrannten Synagogen und eingeschlagenen Fensterscheiben. Wegen dieser Ereignisse hatte sie Wien verlassen, doch die Erinnerungen suchten sie immer noch heim, wenn sie nachts wach lag und nicht schlafen konnte.

In den letzten Wochen vor ihrer Abreise hatte man sie immer wieder gefragt, warum sie zurück nach Wien wolle. Ausgerechnet in die Stadt, in der die jüdische Bevölkerung so grausam verfolgt worden war. Eines der Gespräche war Stella beinahe wörtlich im Gedächtnis geblieben. Sie und ihr Arbeitskollege Tom hatten gemeinsam im Speisesaal des Heims für schwer erziehbare Kinder zu Mittag gegessen, einen viel zu schwach gewürzten Bohneneintopf mit Lamm. Die ihnen anvertrauten Kinder hatten schon eine Stunde zuvor gegessen, weshalb der Raum jetzt leer war.

»Warum gehst du weg aus London?«, hatte Tom sich erkundigt. »Du wohnst direkt neben dem Hyde Park, hast einen interessanten Job und gute Freunde. Was brauchst du mehr, um zufrieden zu sein?«

Stella hatte nach einer Antwort gesucht. Wie erklärte man Heimweh? Wie den Wunsch, dorthin zurückzukehren, wo man eben nicht nur schlimme Dinge erlebt, sondern auch viele glückliche Erfahrungen gesammelt hatte? In Wien hatte sie ihre Ausbildung ge-

macht und inspirierende Menschen wie Anna Freud und Charlotte Bühler kennengelernt. Hier hatte sie in den Kaffeehäusern der Stadt stundenlang über Pädagogik und Psychologie diskutiert und die Begründung der Psychoanalytischen Pädagogik miterlebt. In den hell erleuchteten Ballsälen Wiens hatte sie nächtelang Walzer getanzt und in den verrauchten Klubs der Innenstadt Jazz gehört. Sie war durch den blühenden Prater spaziert und hatte im Burggarten zum ersten Mal einen Mann geküsst. Und all diese schönen Momente hatte sie mit ihren Freunden geteilt, insbesondere ihrer besten Freundin Felicitas Straubinger. Wien hatte ihr so viel Schönes geboten – zu einer Zeit, in der sie als Jüdin nirgendwo sonst diese Möglichkeiten bekommen hätte. Während in Ungarn Juden nicht mehr hatten studieren dürfen, hatte Stella in Wien Karriere gemacht. Die Stadt und ihre Freunde konnten nichts dafür, dass ein Heer von Stiefel tragenden Braunhemden die Menschlichkeit zu Grabe getragen hatte. Jetzt, da die Stadt nach dem Krieg am Boden lag, konnte Stella nicht einfach tatenlos aus der Ferne zusehen.

»Ich gehe zurück, weil ich beim Wiederaufbau mithelfen möchte«, hatte sie schließlich erklärt.

»Aber warum? Du schuldest der Stadt gar nichts. Man hat dich und deine Familie vertrieben. Deine Verwandten sind im KZ umgekommen.«

»Die Nazis haben mich vertrieben, nicht meine

Freunde und nicht die Stadt«, hatte Stella widersprochen und dann traurig hinzugefügt: »Ich will nach Hause.«

»Du wünschst dir etwas, das es nicht mehr gibt. Du kannst die Zeit nicht zurückdrehen und Dinge ungeschehen machen. Das Wien, das du verlassen hast, ist Geschichte.«

»Trotzdem sehne ich mich danach.«

Tom hatte bloß mit dem Kopf geschüttelt. Stella sah immer noch seinen verständnislosen Blick vor sich. Seine fassungslose Miene, die ausdrückte, dass er sie am liebsten an den Schultern gepackt und wachgerüttelt hätte.

Ein Rascheln riss sie aus ihren Überlegungen. Die Frau, die ihr gegenüber saß, packte ein Butterbrot aus einem Stück Zeitungspapier. Der Kleidung nach zu urteilen, stammte sie vom Land, vielleicht war sie eine Bäuerin. Über ihrem einfachen Kleid trug sie eine Schürze, auf dem Kopf ein graues Tuch, das unter dem Kinn zusammengeknotet war. Während sie genüsslich in das Brot biss, waren zwei Paar große Kinderaugen auf sie gerichtet.

Seit Linz saßen die beiden Mädchen schweigend auf einer Bank schräg gegenüber von Stella. Ein alter Mann hatte sie, bloß mit einem kleinen Korb ausgestattet, in den Zug gesetzt. »In Wien holt euch Tante Berta ab. Halte das rote Tuch in die Höhe, dann wird sie euch erken-

nen.« Dabei hatte er der Größeren ein rotes Halstuch in die Hand gedrückt. Stella hatte gesehen, wie die beiden Mädchen mit den Tränen gekämpft hatten. Ohne ein weiteres Wort war der Mann wieder aus dem Zug gestiegen und hatte den Kindern zum Abschied nicht einmal zugewinkt.

Beide waren blass und viel zu dünn, die Kleidung war löchrig. Kein ungewöhnliches Bild. Seit Stella die österreichische Grenze überschritten hatte, sah sie ständig unterernährte Kinder und ausgemergelte Erwachsene, denen der Mangel des Kriegs ins Gesicht geschrieben stand. Die beiden Mädchen hockten schweigend nebeneinander und hielten einander an den Händen. Es schien, als wollten sie sich gegenseitig Halt geben. Das rote Tuch lag zerknüllt im Schoß der Älteren.

»Ich hab Hunger«, sagte die Jüngere leise.

»Pst!« Die Größere drückte warnend den Finger an ihre Lippen.

Völlig unbeirrt aß die Frau mit dem Kopftuch weiter. Teilen kam für sie nicht infrage.

Stella holte ihren kleinen Koffer aus der Gepäckablage. Tom hatte ihr vor der Abreise noch eine Packung Haferkekse aufgedrängt, sein Lieblingsgebäck. Sie klappte den Koffer auf. Ganz oben lag die blau-weiß gestreifte Packung mit der Aufschrift *Oatmeal Cookies*.

Stella öffnete die Packung und hielt sie den Mädchen hin. »Wollt ihr einen Keks?«

Die beiden starrten sie ungläubig an, als hätte Stella ihnen eben einen großen Schatz angeboten.

»Greift zu«, ermutigte sie die Mädchen. »Die Kekse sind trocken, aber durchaus genießbar.«

»Danke!« Rasch schnappte sich das ältere Mädchen zwei Kekse. Den einen davon reichte sie ihrer Schwester, die vermutlich zu schüchtern war, um selbst zuzugreifen. Gierig stopfte sich die Jüngere den Keks in den Mund, während die Ältere langsamer aß und nur kleine Bissen nahm.

Stella kannte das nur zu gut. Noch vor ein paar Jahren hatte sie selbst so gegessen, denn auf diese Weise konnte man den Genuss weit hinauszögern.

»Willst du noch einen Keks?« Stella hielt die Packung der jüngeren Schwester entgegen. Sie mochte sechs Jahre alt sein, doch vielleicht ließen ihre eingefallenen Wangen sie auch jünger erscheinen, als sie tatsächlich war.

Das Kind nickte und bediente sich jetzt selbst. »Danke.«

»Sie sollten die fremden Gschrappen nicht verwöhnen«, bemerkte die bäuerlich gekleidete Frau mit vollem Mund. Mit dem Handrücken wischte sie sich über die von der Butter glänzenden Lippen.

»Wenn der Magen knurrt, muss er gefüllt werden«,

entgegnete Stella. »Das hat nichts mit Verwöhnen zu tun.«

Die Frau mit der Schürze und dem Kopftuch wusste gewiss nicht, was es hieß, Hunger zu haben. Im Unterschied zu den meisten anderen Zugreisenden war sie wohlgenährt.

Auch Stella kannte das flaue Gefühl, wenn der Magen leer war, und den Schwindel, der einen überkam, sobald man zu schnell aufstand. Die tanzenden Punkte vor den Augen und das Rauschen des Blutes in den Ohren.

»Kein Wunder, dass wir den Krieg verloren haben«, raunte Stellas Gegenüber grimmig. »Die verwöhnten jungen Leute kennen keine Disziplin.«

»Hitlerdeutschland hat den Krieg verloren«, konterte Stella. »Für Österreich ist das keine Niederlage, sondern ein Sieg. Sie sollten feiern.«

Empört schnappte die Frau nach Luft. Ihr Gesicht lief dunkelrot an, doch was immer ihr auf der Zunge liegen mochte – sie schluckte es mit ihrem nächsten Bissen Butterbrot hinunter.

Stella gab den Kindern noch je einen Keks, dann verstaute sie die Packung wieder in ihrem Koffer und hiewe ihn schwungvoll zurück in die Gepäckablage.

Die ersten Vororte Wiens tauchten auf. Der Zug ratterte durch Hütteldorf, eine Ansammlung zerbombter Häuser, schwarzer Ruinen und verdorrter Bäume. Es

waren nicht die ersten Kriegsschäden, die Stella auf ihrer Reise sah, doch die Verwüstung in Wien entsetzte sie ganz besonders. Mit diesem Ausmaß hatte sie nicht gerechnet. Je näher sie dem Westbahnhof kam, desto dramatischer wurden die Bilder. Fassungslos starrte sie auf Baracken mit verkohlten Dachstühlen, eingestürzte Wände, zerschlagene Fensterscheiben.

Wieder musste sie tief ein- und ausatmen, um ihren Puls zu beruhigen. Diesmal raste ihr Herz nicht vor Angst, sondern vor Empörung. Was haben sie dir angetan, geliebtes Wien?, dachte sie und meinte damit nicht die Flugzeuge und Panzer der Alliierten, sondern die Menschen, die für diesen Krieg verantwortlich waren. Die Menschen, wegen derer sie ihre Heimat hatte verlassen müssen.

Als der Zug auf den Bahnsteig des stark beschädigten Westbahnhofs einfuhr, wusste Stella, dass es richtig war, zurückzukehren. Die Neugestaltung der Stadt durfte nicht denen überlassen werden, die sie zerstört hatten. Selten hatte sie ein so starkes Bedürfnis nach Gerechtigkeit gefühlt wie eben jetzt.

Der Zug blieb stehen. Stella war am Ziel angekommen. Nach acht langen Jahren war sie wieder in Wien.

Zwei



Gemeinsam mit den beiden Mädchen verließ Stella den Waggon. Dicht gedrängt standen Wartende am Bahnsteig, Männer und Frauen, auch Kinder. Einige stellten sich auf Zehenspitzen, um über die Köpfe der Ankommenden hinweg die zu finden, nach denen sie Ausschau hielten. Kaum hatte das ältere Mädchen das rote Tuch schüchtern in die Höhe gehalten, kam auch schon eine Frau auf sie zu und nahm sie mit ausgebreiteten Armen in Empfang. Stella war erleichtert. Die Vorstellung, dass die beiden allein am Bahnsteig zurückbleiben könnten, hatte sie beunruhigt. Sie winkte den Kindern zum Abschied zu. Die Kleinere erwiderte ihren Gruß, die Größere war bereits in ein Gespräch mit der Verwandten verwickelt.

Nun sah auch Stella sich um. Nur zu gut erinnerte sie sich an den trüben Nachmittag vor acht Jahren, an dem sie auf dem Bahnsteig des damals noch intakten Westbahnhofs gestanden hatte, umgeben von Männern in hässlichen braunen Uniformen. Knallrote Fahnen

mit Hakenkreuzen hatten von der Decke der Bahnhofshalle gehangen. Die Braunhemden und Fahnen waren verschwunden, stattdessen klafften Löcher in den Wänden und der Decke des einstigen kaiserlichen Prestigebaus. Von den bunten Glasmosaiken, die die Bahnhofshalle bei sonnigem Wetter in ein buntes Farbenmeer getaucht hatten, war nichts mehr übrig. Damals hatte sie nicht gewusst, was sie in der Fremde erwartete, doch sie hatte gehofft, ihre Familie nachholen zu können, sobald sie in Sicherheit war. Es war ihr nicht gelungen. Die Engländer hatten bald darauf die Grenzen für jüdische Flüchtlinge verschlossen. Die Traurigkeit schlich sich an und drohte Stella zu überfallen, so wie sie es immer tat, wenn die Erinnerungen an ihre Familie sie unerwartet und heftig trafen.

Plötzlich vernahm sie eine vertraute Stimme, und die Schwermut hatte keine Chance mehr. Ihr wurde bewusst, wie sehr sie diesen Klang vermisst hatte.

»Stella!« Feli lief ihr mit wehenden Locken entgegen. Im Gegensatz zur Umgebung hatte die Freundin sich kaum verändert. Sie strahlte immer noch eine ansteckende Wärme und Lebensfreude aus. Das runde Gesicht war eine Spur schmaler geworden, genau wie die Hüften, was Feli gut stand. Ihre dunkelbraunen Augen leuchteten auch nach sechs Jahren Krieg, und die Locken waren trotz des kinnlangen Schnitts und des Haarbands nicht zu bändig. Schon immer war Feli das

krasse Gegenteil von Stella gewesen, die mit ihrem glatten hellbraunen Haar und den großen blauen Augen vom Aussehen her dem Idealbild einer deutschen Arierin entsprochen hätte.

Feli umarmte Stella so stürmisch, dass beide ins Wanken gerieten. Dann drehten sie sich so lange lachend und hüpfend im Kreis, bis ihnen schwindelig wurde. Völlig außer Atem blieben sie stehen und sahen einander lange an. Stellas und Felis Augen waren feucht, aber anders als am Tag der Trennung waren es diesmal Tränen der Freude.

»Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich diesen Tag herbeigesehnt habe«, meinte Feli ergriffen. Sie musterte Stella. »Gut schaust du aus. Die Engländer haben ordentlich für dich gesorgt. Das ist fein.«

Tatsächlich hatte Stella ein paar Kilos zugelegt, was ihr endlich die weiblichen Rundungen gebracht hatte, die sie sich viele Jahre gewünscht hatte. Während des Studiums in Wien hatte Stella sich oft wie eine Bohnenstange gefühlt, doch wenn sie jetzt durch die Straßen Londons spazierte, spürte sie durchaus bewundernde Blicke. Nach der dramatischen Flucht war es nicht einfach gewesen, in einem fremden Land Fuß zu fassen, in dem sie nur geduldet, aber nicht erwünscht gewesen war. Doch allen Widerständen zum Trotz war es ihr gelungen, sich eine neue Existenz aufzubauen. Diese Er-

fahrung hatte sie stark gemacht: Sie wusste, dass es kaum etwas gab, was sie nicht überstehen konnte.

Feli wollte nach dem größeren der beiden Koffer greifen, aber Stella hielt sie zurück. »Achtung, der ist schwer. Lass ihn uns gemeinsam tragen.«

»Hast du vergessen, wie kräftig ich bin?«, meinte Feli übermütig und packte zu, ließ den Griff aber sofort wieder los. »Um Himmels willen, hast du Steine eingepackt?« Sie lachte.

»Im Koffer ist mein gesamter Besitz«, meinte Stella entschuldigend. »Außerdem habe ich dir Tee und Zucker und englischen Fruchtekuchen mitgebracht.«

»Sag das ja nicht zu laut«, warnte Feli. »Wenn jemand hört, was für Schätze sich in dem Koffer befinden, sind wir ihn los, so schnell können wir gar nicht schauen.«

»Ist die Versorgungslage in Wien wirklich so schlimm?«

»Es kommt ganz darauf an, wo du wohnst«, sagte Feli. »Bei mir im siebten Bezirk ist es ganz erträglich. Er steht unter amerikanischer Aufsicht, und wir profitieren von einer Hilfe, die GARIOA heißt, eine Abkürzung von Government Aid and Relief in Occupied Areas. Diese Hilfe gibt es in den anderen Sektoren nicht. Besonders schlimm ist es in den Stadtteilen, wo die Sowjets das Sagen haben. In Floridsdorf bei meinen Eltern zum Beispiel.«